

Das Fremde als Leere

Schophaus, Malte; Helling, Svenja

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schophaus, M., & Helling, S. (2001). Das Fremde als Leere. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 25(2), 143-153.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-20397>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Das Fremde als Leere

Einleitung

Wir schlagen im folgenden vor, das Fremde und Andere aus einer räumlichen Perspektive zu betrachten, um einige ihrer Kennzeichen klarer sichtbar und greifbarer zu machen. Angeregt von Überlegungen der Architektur über die Leere¹ wollen wir hier die Metapher des Raums und der räumlichen Leere nutzbar machen, um auf diesem Weg neue Möglichkeitsräume für die Sicht auf Fremdes zu eröffnen.

Wir betrachten hier das Fremde als Leere. Leerer Raum ist zunächst fremd, nicht identisch, ungewohnt. Diese Leere ist im Sinne des amerikanischen Philosophen Richard Shusterman (1998) als »anwesende Abwesenheit« (S.30) zu verstehen. Mit dem Begriff der anwesenden Abwesenheit beschreibt Shusterman die Tatsache, dass Leere ja nicht Nichts ist. Sondern sie meint die Anwesenheit von Anderem, Fremdem und die Abwesenheit von Bekanntem, Identischem. Es ist also etwas da, aber es ist nicht vertraut. Dieses Nicht-Vertraute kann ein Objekt (etwa ein fremdartiger Raum) oder ein Subjekt (etwa ein Mensch aus einem fremden Land) sein.

Das Auffüllen von Leere wird hier verglichen mit dem Bekanntmachen von Fremdem oder dem Gestalten und Sinngeben von Formlosem. Dabei bewegen wir uns mit der Metapher des leeren Raumes zunächst auf der Objektebene und versuchen ihn im Verlauf des Artikels auf die Subjektebene zu übertragen.

Das Verbot der Leere

Leere wird gesellschaftlich nicht geduldet. Zwei Beispiele: Raum wird immerzu gefüllt, bebaut, dekoriert, muss effizient genutzt werden. Man denke nur an den Bauwahn in der Stadt Berlin. Hier wird Leere höchstens als

Stilmittel akzeptiert – und ist dann als Bedeutungsträger ebenso gefüllt (ein Beispiel dafür ist leerer Raum als Kunst, wie etwa der »Weiße Raum« auf der Dokumenta-Ausstellung 1992 in Kassel).

Ein weiteres Beispiel ist die Zeit. Zeit darf nicht frei/leer sein. Zeit muss genutzt werden. Zeit ist Geld. Leere Zeit wird diskreditiert, bezeugt Faulheit, Unfähigkeit und Schmarotzertum. Diesen Glaubenssatz demonstrierte uns Bundeskanzler Gerhard Schröder im April diesen Jahres zuletzt eindrücklich mit seiner zynischen Replik auf Paul Lafargue: »Kein Recht auf Faulheit.« Faulheit – leere Zeit – ist verboten.

Leere scheint wie ein Vakuum zu wirken, das Fülle geradezu ansaugt. Ein Sog, der Leere – wenn sie einmal entdeckt ist – unmöglich macht. Dabei handelt es sich nicht um ein physikalisches, sondern um ein sozial konstruiertes Vakuum. Menschen entdecken Leere und begehren diese Leere mit Vertrautem zu füllen, um sich behaglich zu fühlen. Bekanntes bietet scheinbare Sicherheit.

Leere ist verboten, denn Leere ist fremd und ineffizient. Doch nicht allein die Ineffizienz und Fremdheit soll verhindert werden, sondern das in ihr ruhende Potential einer anderen Effizienz. Diese birgt die Möglichkeit für eine neue Definition von Fülle. Leere birgt einen Raum für andere Regeln. Als Beispiel kann das Besetzen von Häusern und Straßen im Gegensatz zum Vertreiben von Obdachlosen aus Einkaufspassagen gelten. Hier wird deutlich, dass nicht nur wichtig scheint, dass Leere verhindert wird. Sondern eine bestimmte Art von Füllung wird begünstigt und andere Arten von Füllung behindert. Andere Regeln sind bedrohlich und dürfen nicht sein. So muss Leere möglichst schnell mit Bewährtem und Bekanntem gefüllt werden, noch bevor das Potential anders genutzt wird. Denn Leere ist ebenso Abwesenheit von Definitionsmacht. Nur Fülle ist funktional und kontrollierbar.

Wo die »Ökonomie der Fülle« (Shusterman, 1998, S. 32) wirkt, wird der Umgang mit Leere verlernt. Da Leere nicht sein darf, muss daraus Fülle werden. Das Fremde bleibt also nicht fremd, es wird gefüllt und ist dann genau genommen nicht mehr fremd. Denn was als fremd bezeichnet wird, ist bereits Aufgefülltes. Es gibt eine Art Masterplan darüber – andere würden sagen: eine dominante Erzählung – wie Leere gefüllt zu werden hat.

Dieses Aufgefüllte ist jedoch nicht mit dem Fremden abgestimmt. Es besteht weitgehend unabhängig von dem Fremden. Man denke nur an die verschiedenen Stereotypen gegenüber AusländerInnen: Schwarze seien weniger intelligent als Weiße, Polen seien Autodiebe, Araber seien religiöse Fundamentalisten.

Im Diskurs über Fremdheit wird unseres Erachtens ein falscher und trügerischer Begriff verwandt. Denn der Begriff »fremd« wird für einen Zustand benutzt, der nicht wirklich fremd ist. Die Dichotomie »fremd – nicht fremd« ist nur temporär. Der Übergang von »nichts« zu »etwas«, von Fremdem ins Bekannte, ist nur ein Augenblick. Sobald die Leere entdeckt ist, wird sie schnellstmöglichst gefüllt, gefüllt mit bekannten Stereotypen. Das »gefährliche« Vakuum zieht bekannte Definitionen an. Das Fremde, das unabhängig von dessen eigener Beschaffenheit gefüllt wird, wird im Monolog mit vom Beobachter definierter »Fremdheit« gefüllt. Somit ist die Fremde aber nicht mehr leer und offen, sondern mit »fremddefinierter Fremdheit« gefüllt – und ist somit für den Beobachter bekannt. Fremd ist danach die Fremde höchstens für die Fremdheit selbst. Die Leere wird vereinnahmt, verliert dadurch ihre Fremdheit, wird aber weiter als fremd bezeichnet.

Es ist somit sinnvoll, die Begriffe klarer zu differenzieren. Fremdheit meint demnach gewöhnlich nicht fremd im Sinne von leer und unbesetzt – wie es der herrschende Diskurs aber nahezulegen versucht – sondern meint unabhängig von der Fremde als fremd definiert. In diesem Sinne werden wir den Begriff »fremd« weiter benutzen. Leere aber ist »wirkliche« Fremdheit, ist undefiniertheit, meint die Anwesenheit von Abwesenheit. Leere ist frei gelassener Raum. Leere ist also der Zustand des Fremden, bevor es von außen als fremd definiert wird. Während sogenannte Fremdheit ständig erzeugt wird, ist Fremde im Sinne von Leere verboten.

Die Herausforderung der Leere

Die Auffüllung von Leere erfordert eine Offenheit für neue Möglichkeiten. Musil beschreibt solch einen »Möglichkeitssinn« als Fähigkeit, »alles, was ebenso gut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu neh-

men, als das, was nicht ist« (Musil, 1958, S. 16). Der leere Raum ist (noch) leer. Leere ist somit ein Möglichkeitsraum. Dieser Raum ist ein Paradox: wo nichts ist, wird mehr sein (vgl. Oswalt, 2000, S. 63). Leere fordert heraus. Fordert auf zum Füllen. Diese Herausforderung bietet ein Potential: die »Freiheit des Undefinierten«.²

Nun ist aber eben diese undefinierte Leere nach allem Gesagten offensichtlich gesellschaftlich nicht gewollt. Leere wird gefüllt mit dem, was da ist. Nur das schnelle Auffüllen mit Vorhandenem verhindert die langsamere Entwicklung von Neuem.

Der Übergang von »nichts« zu »etwas«, von Fremdem ins Bekannte, ist nur ein Augenblick. Der Augenblick entscheidet über das Auffüllen von Leere, also über das Füllen mit Vorhandenem oder über die Konstruktion von Neuem. Letzteres ist schwierig, weil ungewohnt, meist zeitaufwendig und über den Konstrukteur hinausgehend. Das Neue erfordert ein Dazwischensein, den Austausch zwischen Konstrukteur und Leere. Dieser Austausch negiert die Trennung der Rollen. Ein Konstrukteur ist ohne die wahrgenommene Leere nicht denkbar. Die Leere ist ohne den Konstrukteur als Betrachter nicht leer. Das angemessene Füllen der Leere mit Neuem ist nur im Dialog denkbar. Die Leere fordert somit heraus, fordert seine Berücksichtigung ein, wird zum Subjekt.

Fremdes Objekt – leeres Subjekt

Bisher wurde der Genus des Begriffs »Fremde« vage belassen. Das Gesagte bezog sich maßgeblich auf eine Räumlichkeit, die ein »das« impliziert, die aber ohne die mögliche Vorstellung eines »der« oder »die« bedeutungslos bliebe. Interessant ist es nun, klarer zwischen einem leeren Raum und einem »leeren« – im Sinne eines fremden – Subjektes zu unterscheiden. Dabei ist die Übertragung des abstrakten Begriffs Leere auf die Fremdheit eines Menschen natürlich ein abstraktes Gedankenexperiment. Die angemessene Übertragung des Verhältnisses zwischen einem Menschen und einem leeren Raum auf das Verhältnis zwischen zwei Menschen ist aus subjekttheoretischer Sicht nicht möglich. Zur Entdeckung neuer Perspektiven wollen wir diese Gedanken jedoch durchspielen, da eben diese Über-

tragung den gesellschaftlichen Umgang mit Fremdheit kennzeichnet: nämlich die Betrachtung des/der Fremden als einen funktional zu füllenden »Container«.

Wir wollen die Metapher der räumlichen Leere in zweierlei Weise nutzen. Zunächst werden wir sie übertragen auf ein definierendes Subjekt (nicht-fremd) und ein Objekt (fremd); und anschließend – weitaus schwieriger – auf zwei Subjekte (nicht fremd und fremd). Dabei sind beide Übertragungen als idealtypische Endpunkte zu verstehen, zwischen denen selbstredend Abstufungen bestehen.

Fremdheit im Monolog

Wie bereits gesagt wird der Begriff »fremd« in der Alltagssprache meist nicht im Sinne von »leer« oder »undefiniert« benutzt, sondern ist funktional, gesellschaftlichen Masterplänen entsprechend gefüllt und als »fremd« definiert.

In diesem Sinne fremd sind nur Objekte. Dabei kann es sich durchaus um einen Menschen handeln, der aber als Objekt betrachtet wird. Ein Ding oder ein Mensch, das/der von einem Subjekt fremddefiniert wird.

Die Fremdheit eines Objektes ist keine Eigenschaft, kein objektives Verhältnis, sondern eine Zuschreibung (vgl. Hahn, 1994, S. 140). Das Objekt ist für diese Zuschreibung allerdings nicht gänzlich unbedeutend. Es ist durchaus Bezugspunkt. Es strahlt etwas aus. Doch diese Ausstrahlung ist machtlos. Sie hat keinen willentlichen Einfluss auf die Zuschreibung durch das definierende Subjekt. Ob diese Ausstrahlung absorbiert wird oder nicht, hängt von der Brille des zuschreibenden Subjektes ab. Dennoch hat die Strahlung eine Kraft. Ihre Existenz löst das ganze Bemühen um Fremddefinition von »Fremde« erst aus. Die vage Angst vor der Möglichkeit eines Dialogs – also der offenen Zurkenntnisnahme der obigen Ausstrahlung – erhält die Fremddefinition durch den Monolog aufrecht. Denn lässt man die eigenständige Ausstrahlung des Fremden zu, akzeptiert sie, dann hieße das: sie hätte Macht, sie hätte eine Stimme, mit der sie ihre Fremdheit wegreden könnte. Sie könnte sagen wer sie ist und was sie will. Und wie sie Fremdheit definiert.

Selbst das Verschließen der Augen – das die schwächliche Strahlung noch abzuwehren vermochte – könnte dann die Existenz einer sich gerade im Auffüllen begriffenen Leere nicht mehr verleugnen. Sartre spricht hier von dem »Blick« des Anderen, der auf ein »Mit-dem-Anderen-verkoppelt-Sein« (Sartre, 1990, zuerst 1943, S. 338) verweist. Das heißt die Möglichkeit, von dem als fremd Definierten gesehen zu werden, bedeutet die »ständige Möglichkeit für ein Subjekt, das mich sieht, sich an die Stelle des von mir gesehenen Objektes zu setzen« (S. 343). Kommt es an diesem Punkt nicht zum Dialog, besteht die Angst, dass sich die Definitionsmacht, wer Subjekt ist und wer zum Objekt gemacht wird, umkehren könnte.

Wenn das zuschreibende Subjekt beginnt, seine Augen vor der Ausstrahlung, vor dem Blick des Fremden immer aktiver zu verdecken, dann ist die Stimme der Leere in der Regel schon laut und fordernd. Sie nutzt den Hall der Leere um anzukündigen, dass an diesem Ort etwas Neues entstehen soll. Hat sich die Stimme einmal Gehör verschafft, bestimmt sich das Neue nicht mehr nur aus der Neudefinition durch das definierende Subjekt, sondern auch aus dem Verhältnis von der Leere und ihrer Stimme. Doch auch das muss nicht zum Dialog führen. Die große Leere verführt zur Selbstverliebtheit in den Widerhall der eigenen Stimme. Andere Stimmen werden dann leicht überhört. Das aus der Leere hervorgehende Subjekt läuft Gefahr dem gleichen Sog des Füllens zu verfallen, den es zuvor auf fremddefinierende Subjekte auswirkte. Die Leere wird selbst gefüllt und alles jenseits der Füllung als fremd deklariert. Die Definitionsmacht wechselt die Seiten.

Der architektonische Reiz der Leere liegt an dem Punkt, an dem es dazu kommt, dass beide Stimmen sich hören und zu erzählen beginnen, welche Räume sie mögen, wie sie ihre Leere füllen und wie sie fremde Leere wahrnehmen. So konstruieren sie eine Tür zwischen zwei Räumen. Sie treten in einen Dialog über die Leere – über eigene und fremde Leere.

Leere im Dialog

Sobald Leere zum Gegenstand eines Dialogs wird, treffen zwei leere Subjekte aufeinander. Denn nun stellen beide Dialogpartner ihre Fülle, ihre Identität zur Disposition. Der Dialogprozess ist offen. Es ist nicht von vornherein absehbar, was geschehen wird und wie man daraus selbst hervor geht (vgl. Gadamer, 1986). Jeder begegnet der Leere des Anderen und wird diese im Austausch mit ihr nach und nach auffüllen. Beide Dialogpartner sind sowohl Konstrukteur als auch Konstrukt. Sie betreten einen gemeinsamen Raum. Dieser Raum ist jeweils zum Teil von der eigenen Person und zum Teil mit der Leere des jeweils Anderen gefüllt.

Bleiben wir bei der Raum-Metapher und betrachten ein Subjekt, das dialogisch einen leeren Raum auffüllt. Die Leere wird nun nicht – wie in einem Monolog – mit Bekanntem aufgefüllt, sondern das Subjekt tritt in Kontakt mit dem Raum. Infolge einer Abstimmung mit dem Raum füllt es diesen nur lückenhaft mit Bekanntem an. Durch einen Prozess der Annäherung wird in das zunächst Bekannte Unbekanntes integriert. In diesem Integrationsprozess entsteht eine Beziehung. Eine Beziehung, in der sich dem jeweiligen Subjekt die verdeckte Fülle des Raumes eröffnet.

Die Beziehung ermöglicht die Konstruktion eines neuen Raumes. Ein Raum, der nicht nur leer ist, aber ebenso wenig nur vordefiniert gefüllt. Ein Raum, der in gegenseitiger Annäherung gefüllt wird. Der Raum nimmt eine Gestalt an, die nicht nur die eigene, bekannte ist. Die Gestalt kann neue Formen tragen. Diese Formen sind geprägt durch das Fremde des Anderen, das nun langsam vertraut wird. Aber Fremde tritt nicht nur aus dem leeren Raum des Anderen hervor. Der Raum ist nun ein gemeinsamer Raum – und die Form ist ebenso durch die eigene Identität, die bekannt ist, geprägt. So wird sich das Subjekt zwischenzeitlich selbst fremd. Ein Teil des Eigenen, Vertrauten mischt sich mit der Fremde des Anderen und erzeugt die neue Form des gemeinsamen Raumes. Vertrautes erscheint in einem fremden Licht. Das Subjekt entdeckt eigene Leere, die sich erst in der Beziehung zu Anderen zu füllen beginnt. Das Annähern an Fremde bedeutet somit auch immer eine Rekonstruktion des Selbst.

Doppelung der Leere

Im Dialog haben wir es mit einer Doppelung zu tun. Ein Dialog ist nicht die Doppelung des Monologs. Der Dialog ist mehr als die Summe zweier Monologe. Dieses »mehr« entsteht durch die Doppelung der Leere.

Die monologische Auffüllung von Leere geschieht nur in einem einzelnen Raum. Das auffüllende Subjekt verlässt seinen Raum dabei nicht. Es verschließt vielmehr den Blick durch eine Fensteröffnung mit eigenen Steinen. Es kommen keine neuen Raumelemente hinzu. Hingegen ist die Voraussetzung einer dialogischen Auffüllung von Leere das Zulassen der eigenen Leere. Ein Subjekt ist also nicht mehr nur mit der fremden Leere konfrontiert, sondern leert sich selbst, schafft Raum zur eigenen Auffüllung durch Fremdes. Der leere Raum verdoppelt sich somit, es stehen sich zwei leere Räume gegenüber und verbinden sich im Zuge der gegenseitigen Auffüllung.

Die Duplizität im Dialog steht der Vorstellung von Einheit und Identität entgegen. Die beiden sich gegenseitig und selbst auffüllenden Subjekte werden nie identisch, bleiben immer zu einem gewissen Maß leer und fremd für Andere.

Ähnlich verhält es sich auch mit der Identität bei einem einzelnen Subjekt. Das anhaltende Wechselspiel von Leere-wahrnehmen und selbst als leer-wahrgenommen-zu-werden, von füllen und gefüllt werden, stellt auch das identisch Sein eines einzelnen Subjekts in Frage. Es ist nicht mehr statisch, sondern befindet sich im Werden. Denn sobald sich ein Subjekt auf den Prozess des Dialogs einlässt, räumt es eigene Leere ein, wird sich ein Stück weit selbst fremd. Hier kommt es temporär zu multiplen Identitäten. Eigene leere Flecken werden entdeckt, werden dialogisch gefüllt und müssen nun erst wieder vom Subjekt in seine neue Identität integriert werden. Ist diese Veränderung für das Subjekt nicht wünschenswert, zu aufwendig oder nicht aushaltbar, so kann es wieder zur Unterbrechung des Dialogs kommen.

Wenn von Fremde und Anderen gesprochen wird, ist meist nichts Fremdes gemeint, sondern die monologische Definition von Fremde. Geht man dagegen von fremd im Sinne von leer aus, handelt es sich um einen

Dialog und man muss immer auch von eigener Fremdheit sprechen. Das ist einer der Gründe, warum der Diskurs über Fremdheit und Anderssein ein so sensibler ist. Er richtet sich nicht nur auf Fremdes und Fremde, sondern er rührt an der eigenen Identität, bringt Unsicherheit. Weiter weist der Diskurs über Fremde immer auf das Veränderungspotential von Leere hin, auch wenn er mit zahlreichen Fremddefinitionen und Leere-Verboten versucht sich gerade davor abzuschotten.

Fazit: Der intermediäre Raum

Veränderungen setzen Leere voraus. Eine Leere, die mit Neuem gefüllt werden kann. Um einer Stadt ein neues Gesicht zu verschaffen, wird leerer Raum benötigt, der gestaltbar ist. Um eine subjektive Perspektive zu verändern, werden leere Stellen in der Selbst- und Weltsicht gebraucht, die durch die Verbindung mit anderen Perspektiven neu gefüllt werden können. Diese Veränderungen sind die Grundlage für die Annäherung zwischen Fremden.

Solch eine Entwicklung ist im Monolog nicht möglich. Sie bedarf des Dialogs mit dem Anderen. Wenn der Andere fehlt, dann »herrscht allein der Gegensatz zwischen Sonne und Erde, zwischen einem unerträglichen Licht und einem finsternen Abgrund« (Deleuze, 1993, S. 369). Im Monolog stehen sich zwei fremde Perspektiven unverbunden gegenüber.

Füllungen von Leere durch einen Monolog bleiben summarisch und oberflächlich. So wie die Doppelung von Auge und Ohr erst die räumliche Wahrnehmung ermöglichen, so entsteht erst durch die Doppelung von Leere ein Möglichkeitsraum. Ein leerer Raum, der durch die Doppelung der Perspektiven Tiefe zulässt. Diese Tiefe trägt eine neue Qualität. Der mehrdimensionale Raum, der im Dialog entsteht, ist ein intermediärer Raum. Er liegt verbindend zwischen zwei (oder mehr) Subjekten, die ihn beide füllen und beide durch ihn gefüllt werden.

Doch gerade die Verbindung der Räume im Dialog stellt eine Hemmschwelle dar. Sie schafft Unsicherheit, öffnet eigene Angriffsflächen. Gefühle von eigener Leere, Entfremdung, Verlust von eigener Identität und von Welterklärungen kommen auf. Sie stellt das Machtkalkül des Monologs in Frage. Denn im Dialog wird die Macht geteilt. Die Regeln eines

Dialogs werden von allen Beteiligten gemeinsam ausgehandelt und sind ständig veränderbar (vgl. Gergen, 1990).

Um so offener und intensiver der Dialog aber geführt wird, desto größer wird der intermediäre Raum und eröffnet Platz für Neues. Um so größer der Raum wird, desto mehr Berührungspunkte mit dem Außen, dem Fremden bekommt er. Fremde können so leichter an den Raum andocken und ihn vielleicht betreten, eine weitere Perspektive und somit Tiefe hinzufügen und den Raum weiter vergrößern. Solange der Dialog im Prozess bleibt, kann die Leere des intermediären Raumes nie vollends gefüllt werden. Mit jeder Auffüllung verändert er sich und vergrößert sich, bietet Berührungspunkte für andere Fremde und schafft neue Leere, die nach neuen Regeln mit neuen Inhalten gefüllt werden kann. Der intermediäre Raum hat das Potential, die Oberfläche der herrschenden Monologe zu »unterhöhlen«. Das reduziert nicht die Unsicherheit, die ein Dialog mit sich bringt, macht ihn aber mit der Zeit gewöhnlicher. Menschen, die sich ohnehin bereits zwischen den Stühlen sitzend fühlen und Unsicherheit aushalten können und müssen, sollten sich auf ihre Eigenschaft des Dazwischen-seins beziehen und offensiv den intermediären Raum ausweiten.

Anmerkungen

- 1 Angeregt wurden unsere Überlegungen insbesondere durch den Architekten Philipp Oswald, der in seinem Buch »Berlin – Stadt ohne Form« die Rolle der Leere für die Stadt Berlin analysiert (Oswald, 2000).
- 2 Das Potential, das in der Betrachtung des Fremden als Leere liegt, benennt Ballard in seinem Roman »Concrete Island« treffend: der neue Robinson Crusoe gelangt bei einem Unfall auf den unzugänglichen Zwischenraum einer Autobahnkreuzung und macht eine Entdeckung: »Die Freiheit des Undefinierten« (zitiert nach Oswald, 2000, S. 62).

Literatur

- Deleuze, Gilles (1993).* Logik des Sinns. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Gadamer, Hans-Georg (1986).* Hermeneutik II – Wahrheit und Methode: Ergänzungen, Register (Band 2). Tübingen: Mohr
- Gergen, Kenneth J. (1990).* Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne. In: Psychologische Rundschau, 41, S. 191–199
- Hahn, Alois (1994).* Die soziale Konstruktion des Fremden. In Walter M. Sprondel (Hrsg.). Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion: Für Thomas Luckmann. (S. 140–166). Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Musil, Robert (1958).* Der Mann ohne Eigenschaften. Hamburg: Rowohlt
- Oswald, Philipp (2000).* Berlin – Stadt ohne Form. Strategien einer anderen Architektur. München: Prestel
- Sartre, Jean-Paul (1990, zuerst 1943).* Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Shusterman, Richard (1998).* Ästhetik der Abwesenheit. Der Wert der Leere. Pragmatische Überlegungen zu Berlin. Lettre International, 43, S. 30–35